

# «Abschied zu nehmen, ist harte Arbeit»

Eindrücke aus einem Hospiz für Menschen in Todesnähe

Im Hospiz im Park in Arlesheim ist der Tod kein Tabu. Hier treten Menschen ein, um sich während ihrer letzten Tage betreuen zu lassen.

Daniela Kuhn

In den letzten zwei Tagen sind sechs Patienten gestorben. Die jüngste Verstorbene war 30 Jahre alt. Eine andere Frau, deren Eintritt für heute geplant war, hat die Nacht nicht überlebt. Das Sterbehospiz, welches über zehn Zimmer verfügt, ist somit nur zur Hälfte belegt. «Das ist ungewöhnlich», sagt Heike Gudat. Die leitende Hospiz-Ärztin hat die beiden Besucher am Empfang abgeholt, wo ein grosses Ölgemälde in ungebrochenen Farben hängt. Ein Bild des prallen Lebens. Nun sitzt man im Wohnzimmer des Hauses auf einem Sofa, neben Kachelofen, Klavier und Blumen-Aquarellen. Vor den grossen Fenstern breitet sich ein üppiger Garten aus, alte Bäume ragen in den Himmel. «Sterbende haben starke gesunde Anteile. Kranke Menschen und ihre Angehörigen suchen Geborgenheit», erklärt Heike Gudat. Der Sinn für Ästhetik sei bei vielen ausgeprägt.

## Idealisierte Palliativmedizin

1994 beschloss die Arlesheimerin Vreni Schmid aufgrund einer persönlichen Lebenserfahrung, einen Ort zu schaffen, der den Bedürfnissen von Sterbenden und Angehörigen entspricht. Sie gründete die Stiftung Hospiz im Park und erwarb später in Arlesheim eine Privatvilla, die sie mit einem neuen Anbau zur Klinik für palliative Medizin, Pflege und Begleitung ausbaute. Seither sind über 2000 Menschen hier gestorben. Die Stiftung übernimmt mit den Krankenkassen je die Hälfte der Aufenthaltskosten; ein Tag im Hospiz beläuft sich auf 900 Franken.

Seit zwölf Jahren hat die Institution einen kantonalen Leistungsauftrag für spezialisierte Palliativmedizin, der unter anderem Notfalldienst, Visiten und eine ärztliche Präsenz von 24 Stunden umfasst. Die Anzahl Pflegenden ist höher als auf einer akutmedizinischen Abteilung. «Wir betreiben Schulmedizin», betont Heike Gudat. Wie alle fünf im Hause tätigen Ärzte arbeitet auch sie teilszeitig, «aus Gründen der Psychohygiene».

Herr L. ist an diesem Morgen der einzige Patient, der ansprechbar ist. Er liegt im ersten Stock, in einem der geräumigen Zimmer mit Parkett und hoher Decke. Vor zwei Monaten kam der 57-Jährige mit dem Motorrad nach Arlesheim, um sich die Klinik anzuschauen. Seither hat sich sein Zustand stetig verschlechtert. In den beiden Wochen, seit er hier ist, hat sich sein Tumor weiter ins Brustfell gefressen; im Gehirn haben sich Metastasen gebildet. In den letzten zwei Tagen war er verwirrt und gegenüber Pflegenden auch aggressiv.

Seine Muskelschwäche und der innere Bewegungsdrang erhöhen zudem das Risiko eines Sturzes. Ärzte und Pflegenden haben den Eindruck, Herr L. leide sehr unter seinem Zustand. Sie erwägen daher, Herrn L. zu sedieren. Auf der Visite liegt er mit Unterhemd und Trainerhose bekleidet im Bett. «Nicht gut», antwortet er, als sich die Ärztin nach seinem Befinden erkundigt. Sie sitzt in Alltagskleidung an seinem Bett. Als die Unterhaltung zu versiegen scheint, schaut sie den bleichen Mann eindringlich an: «Herr L., haben Sie Angst?» Er verneint, doch seine Körpersprache verrät das Gegenteil. Heike Gudat stellt die Frage anders: «Beim Schlafen ist Ihnen wohl, nicht wahr?» Ja, Schlafen sei gut, bestätigt Herr L., schlechte Träume habe er keine. «Wollen Sie den ganzen Tag schlafen?»

Seine Antwort kommt spontan und klar: «Nein, nein. Zwischendurch schon, aber nicht immer.» Die anfängliche Frage hat sich für den Moment geklärt: Herr L. wird weiterhin viermal am Tag ein angstlösendes Mittel erhalten. Ihn den ganzen Tag über ruhigzustellen,



Eine alte Frau, die im Sterben liegt, wird umgelagert.



Noch einmal Natur erleben: Das Hospiz liegt in einem Garten.

würde nicht seinem Wunsch entsprechen. Ist sich Herr L. bewusst, dass er nicht mehr lange leben wird? «Ja», meint die Ärztin: «Vorgestern äusserte er sogar Sterbewünsche. Gleichzeitig wollte er gestern unbedingt sein Velo verkaufen. Planen und Hoffen stabilisiert. Diese doppelte Buchführung erleben wir oft.»

Übers Jahr hinweg sterben im Hospiz im Park rund 180 Menschen. Drei Viertel aller Patienten stammen aus dem Kanton Baselland, die anderen aus Basel-Stadt, nur fünf Prozent kommen aus anderen Kantonen. Vier Fünftel aller Patienten leiden unter einer Tumorerkrankung, die zweitgrösste Patientengruppe leidet an fortgeschrittenen neurologischen Erkrankungen. Die Aufenthaltszeit beträgt im Schnitt zwölf Tage. Manchmal sind es einige Wochen, manchmal nur wenige Stunden. Heilung ist beim Eintritt kein Thema mehr, das Einzige, was zählt, sind möglichst wenig Schmerzen, möglichst wenig physisches und psychisches Leiden und eine möglichst gute Lebensqualität.

«In den Medien wird Palliative Care oft idealisiert», meint Heike Gudat: «Das stimmt so nicht. Abschied zu nehmen, ist harte Arbeit.» Als Präsidentin

des Palliativnetzes Nordwestschweiz liegt ihr das Thema am Herzen. Sie bemängelt, dass in der Schweiz noch immer kein Leitbild für Palliative Care vorliegt. Auch sei der Zugang zu bestehenden Angeboten nicht optimal. Nicht-Tumorpatienten und Kinder seien besonders benachteiligt.

Im Zimmer neben Herrn L. liegt Frau M., die an einem Lungentumor erkrankt ist. Beim Austritt aus dem Spital vor drei Tagen war sie noch ansprechbar, jetzt liegt sie im Leberkoma. Aus dem offenen Mund kommen unregelmässige Atemzüge, die Muskeln um den Hals sind angespannt. Um eine Atemnot zu verhindern, erhält die 83-Jährige hochdosiertes Morphin. Zu Bewusstsein wird sie nicht mehr kommen. «Es sind eher Tage», meint Heike Gudat auf die Frage, wie lange der Sterbeprozess noch dauern wird.

Im Zimmer steht ein zweites Bett, falls Angehörige über Nacht bleiben möchten. Im Unterschied zu Kleidern, Decken und Plüschtieren sind die eigenen Möbel für die Patienten nicht mehr wichtig. Aus Platzgründen wurde beim Umbau auf eine eigene Toilette mit Dusche verzichtet. Was nicht stört, denn fast alle Patienten benötigen eine wei-



Stirbt jemand, wird die weisse Kerze angezündet; daneben liegt das Trauerbuch.



Aus dem Gemeinschaftsraum geht der Blick in den Park.

BILDER: MATTHIAS WÄCKERLIN / NZ

tere Person, die ihnen bei der Körperpflege hilft. In den drei Reha-Bädern steht ausreichend Platz zur Verfügung. Und auch genügend Zeit. Die Patienten sollen sich in ihrem veränderten Körper möglichst wohlfühlen.

Unten, in der Nähe des Eingangs, brennt die weisse Kerze. Ein Zeichen, dass jemand an diesem Tag gestorben ist. Im Buch, das daneben liegt, können Angehörige ihre Gefühle und Eindrücke festhalten. Viele Kinderzeichnungen finden sich darin. Eine der letzten Verstorbenen hatte das Geburtsjahr 1979. Die Frau liegt im Untergeschoss im Raum der Stille aufgebahrt. In den fünf Tagen, die sie im Hospiz verbrachte, war sie bewusstlos geblieben.

## Sprechen über die Krankheit

«Der Tod ist eine konstruktive Herausforderung in der heutigen Medizin», sagt Settimo Monteverde. Der Seelsorger und Medizin-Ethiker ist an einem Tag pro Woche im Haus. Er bietet Gespräche an, in denen er zusammen mit den Patienten den Weg anschaut, den sie während ihrer Krankheit gegangen sind. «Erstaunlicherweise hilft das» – was kokettierend tönen möge, meint

Monteverde durchaus bescheiden. Aus der Küche riecht es nach Essen. Auf dem Menu stehen Salat, Spaghetti und Tiramisu. Im Esszimmer haben sich zwei Pflegenden und eine freiwillige Mitarbeiterin eingefunden. Patienten und Angehörige sind hier auch willkommen, obwohl die meisten, sofern sie noch können, ihr Essen lieber im Zimmer oben einnehmen.

Renate Moser ist seit zwölf Jahren hier tätig. Für die Pflegefachfrau, die Hunderte Menschen sterben gesehen hat, ist der Tod kein Tabu. Und für die Patienten? «Ich spreche ihn jeweils offen an», sagt Renate Moser: «Manche haben keine Angst davor. Andere akzeptieren ihn nicht und meinen, sie würden sich hier wieder erholen.» Die meisten Menschen, die sie pflege, hätten zwar ein grosses Bedürfnis nach Ruhe, aber sie hingen auch am Leben, zumindest in den ersten Tagen: «Die einen schauen halb wach einen Krimi, die anderen geniessen es, im Garten unter einem Baum zu liegen. Wieder andere stehen im Winter im Mantel draussen und rauchen.»

Daniela Kuhn ist freie Journalistin in Zürich.